

Gottes der westeuropäischen Mentalität nicht angemessen gewesen sei und es deshalb Sekten, Dämonenglauben und Heiligenkult gegeben habe und dass vor allem die Trinitätsvorstellungen zu Häresien geführt hätten, dann werden solche Hypothesen und Zusammenhänge wohl doch zu leichtfertig gefolgt. Trinitarische Häresien sind in ihrem Ursprung schließlich gerade nicht abendländisch. Auch andere Interpretationen sind bestreitbar. So war die Bekehrung Chlodwigs nicht einfach ein „Meisterstreich“, sondern nach der Unterwerfung der römischen Teile Galliens zweifellos auch ein Ergebnis seiner katholischen Umwelt. Dass Gott als der „Herr“ ganz dem Feudalzeitalter entspricht, negiert ähnliche Ursprünge bereits im Alten Testament; dass er die Spitze und der Garant des erst 1789 beendeten Feudalsystems sei, lässt wesentliche Änderungen im Gottesbild des Reformationszeitalters außer acht. Dass Gott seine Macht an die trinitarischen Personen delegiert habe, entspricht zumindest nicht der kirchlichen Dogmatik, und wenn es zwischen dem Gott der Gemeinschaft und dem Gott, der sich einzelnen zuwendet, tatsächlich einen Konflikt gegeben hat, dann wurde das von den Zeitgenossen jedenfalls nicht als solcher empfunden. Ebenso wenig wird man behaupten können, der jüdische Gott sei im Verlauf des Mittelalters unter die falschen Götter verdrängt worden. Schließlich: Hat die Kirche tatsächlich des Lateins bedurft, um ihre Privilegierung als Band zu Gott aufrechtzuerhalten, oder wirkt darin nicht eher ein Stück universaler Tradition weiter? Der schmale Essay enthält insgesamt gewiss anregende, aber oft allzu leichtthin geäußerte und assoziativ aneinandergereihte Gedanken, die noch einer gründlichen Klärung und Diskussion im einzelnen bedürften. Dass nicht alle eingangs angerissenen Aspekte zur Sprache kommen können, versteht sich von selbst, und dass der Schwerpunkt auf dogmatischen Vorstellungen liegt, ergibt sich aus der Quellenlage, doch hätten sich diese zweifellos deutlicher differenzieren und von anderen Einflüssen unterscheiden lassen können. Das Buch ist freilich nicht für Mediävisten geschrieben. Doch vielleicht fühlen sich diese herausgefordert, das Thema gründlicher aufzugreifen.

Hamburg

Hans-Werner Goetz

*Große, Rolf, Suger en question. Regards croisés sur Saint-Denis.* Pariser Historische Studien Bd. 68, München (Oldenbourg Verlag), 2004, 175 S., Geb., 3–486–56833–7.

Die Neueditionen und Übersetzungen der Texte des Abtes Suger von Saint-Denis (Günther Binding, Andreas Speer, Darmstadt 2000; Françoise Gasparri, Paris 1996/2001) dokumentieren das neu erwachte Interesse an diesem einflussreichen Abt des 12. Jahrhunderts. *Das Deutsche Historische Institut* Paris erfüllt seine Aufgabe, französische und deutsche Wissenschaft zusammenzuführen, wenn nun in dem Band *Suger en question* (ed. Rolf Große) Beiträge französischer und deutscher Wissenschaftler versammelt werden. Dabei bleibt, vertreten durch Lindy Grant, auch die angelsächsische Forschung nicht unberücksichtigt.

Obwohl Rolf Große in der Einleitung betont, dass Suger eine große Bedeutung für die Kunstgeschichte hat, berücksichtigt der Band nicht die kunsthistorische Forschung, sieht man von dem archäologischen Beitrag von Michaël Wyss ab (*Apport des recherches archéologiques récentes pour la connaissance de Saint-Denis aux XI<sup>e</sup> et XII<sup>e</sup> siècles*), der vor allem die Situation erhellt, die Suger in Saint-Denis angetroffen hat, als er Abt wurde. Aber als Kunsthistoriker möchte ich zu dem Band Stellung nehmen. Beiträge wie derjenige von Jens Peter Clausen (*Suger, Faussaire de chartes*), in dem die Diskussion um die Funktion Sugers als Fälscher von Dokumenten nachgezeichnet wird, oder wie derjenige von Laurent Morelle (*Suger et les archives: en relisant deux passages du „De administratione“*) bedürfen einer anderen als einer kunsthistorischen Würdigung. Gerade diese Studie, die sich zunächst mit der Frage beschäftigt, wie Suger zu der Angabe kommt, dass das Kloster in Argenteuil zur Zeit des Königs Pippin der Abtei Saint-Denis zu eigen war, aber schon unter Karl dem Großen der Abtei entfremdet wurde, ist eine minutiöse Quellenanalyse. Aber nicht alle Beiträge des Bandes stellen neue Ergebnisse vor. So ist Andreas Speer wieder mit einer Zusammenfassung vertreten, diesmal unter dem Titel *Les écrits de Suger comme source d'une esthétique médiévale – une relecture critique*.

Der Herausgeber Rolf Große verfolgt ebenso wie Lindy Grant das Ziel eines Paradigmenwechsels im Verständnis Sugers. Demgegenüber sieht dazu die französische Forschung wenig Anlass; was besonders der Beitrag von Françoise Gasparri deutlich macht. Das kommt nicht von ungefähr. Für lange Zeit hat in der

deutschen und in der angelsächsischen Literatur Panofsky das Sugerverständnis geprägt. Die französische Kunstgeschichte hat sich diese Position nur zögerlich zu eigen gemacht; geprägt hat Panofsky jedoch die Untersuchungen Louis Grodeckis zu der Glasmalerei von Saint-Denis. Panofsky sah in Suger einen Verehrer neuplatonischer Ästhetik, der als Protohumanist, als Verehrer der Künste maßgeblichen Einfluss auf die Entstehung der Gotik gehabt habe. Zumal in der Türinschrift habe Suger sein neuplatonisches Verständnis der Umbauten der Abteikirche verewigt. Diese Interpretation hat die Grenzen der Kunstgeschichte überschritten. Sie wurde unbenesehen von Werner Beierwaltes (1976) übernommen, so dass der Spezialist für neuplatonische Philosophie nicht einmal darauf aufmerksam wurde, dass die angeblichen Zitate aus Ps.-Dionysius Areopagita nicht in dessen Werk zu finden sind (Zinn 1986). Es war eine grundlegende Revision der Interpretation Panofskys erforderlich (Martin Büchsel 1983, 1994, 1997, Christoph Markschies 1995). Schon 1983 war darzustellen, dass die Türinschrift keinen neuplatonischen Aufstieg vom materiellen Kunstwerk zur geistigen Offenbarung darstellt, dass mit *operis labor* nicht das Kunstwerk, sondern die Anstrengungen der Frommen angezeigt werden, dass nicht Ps.-Dionysius Areopagita, sondern das Johannesevangelium anzuführen ist, um die lichtmetaphorischen Wendungen zu erklären, dass sich die Türinschrift schlicht auf das, was auf den Türflügeln verbildlicht wird, bezieht: auf die Passion und Auferstehung Christi. Statt in neuplatonischer Philosophie geschult zu sein erscheint nun Suger als ein Abt, der offenbar über keine nennenswerte theologische Bildung verfügte. Aus dem weitsichtigen Förderer der Künste wurde ein *Dilettant*, der sich in bezug auf Architektur nur unpräzise auszudrücken wusste (Binding 1993). Dessen Erneuerungen der Abteikirche waren rückwärts gewandt, um den Glanz der Abteikirche wiederherzustellen, von dem die *Gesta Dagoberti* berichten, darum bemüht, die Zeugnisse der Vergangenheit der Abtei als Leistungs- und Bedeutungsbilanz sichtbar zu machen.

Wenn sich einige Beiträge des vorliegenden Bandes in die Bemühungen einreihen, das Sugerbild zu revidieren, so sind doch nicht alle Ergebnisse überraschend. Frank Hirschmann (*Abbés réformateurs, abbés constructeurs – quelques précurseurs et contemporains de Suger*) vergleicht Suger mit den Äbten Gauzlin von Fleury, Richard von Saint-Vanne bei Verdun, und

Wilhelm von Hirsau. Auch andere Äbte als Suger berieten Könige, kümmerten sich um ihre jeweilige Abteikirche als Grablege hochadliger Stifter, lebten den mit ihren Abteien verbundenen Heiligenkult, reformierten ihre Abteien und hüteten wirksam den Besitz ihrer Abteien etc. Eine andere Qualität hat die Revision des Sugerbildes, wenn Rolf Große (*L'abbé Adam, prédécesseur de Suger*) zeigt, dass Suger bewusst die Leistungen seines Vorgängers, des Abtes Adam, verschweigt, der etwa in Reaktion auf die Beisetzung Philipps I. in Saint-Benoît-sur-Loire anordnete, das Anniversarium von Dagobert zu zelebrieren, um damit die Bedeutung der Abtei als königliche Grablege deutlich zu machen. Suger setzte also die Anstrengungen seines Vorgängers fort, wenn er mit den Erneuerungen der Abteikirche auch die Funktion als königliche Grablege stärken wollte (Speer 1988). Lindy Grant versucht dadurch die Bedeutung Sugers zu relativieren, dass sie an dem Beispiel von Geoffrey, Bischof von Chartres, darlegt, dass dieser kaum einen geringeren Einfluss auf politische Entscheidungen hatte als Suger und die Interessen des Papsttums in einigen Angelegenheiten sogar wirksamer vertrat.

Wie weit reicht die Revision des Sugerbildes? Paradigmenwechsel sind einfach durchführbar, wenn auf Resonanz gehofft werden kann. Sie laufen daher Gefahr, selbst einer Mode zu folgen. Jean Dufour (*Suger, personnage complexe*) beschäftigt sich dagegen mit der Bedeutung der Abtei Saint-Denis unter Suger und kann dafür eine eindruckliche Zahl vorlegen: In der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde beim Totengedenken in 3400 Kirchen auffällig viel für verstorbene Äbte und Mönche von Saint-Denis gebetet. Saint-Denis wurde *la capitale européenne de la prière*. Unbekümmert um die Revision des Sugerbildes beschreibt Françoise Gasparri (*L'abbé Suger de Saint-Denis et la papauté*) das Verhältnis Sugers zum Papsttum und die Erneuerungen der Abteikirche als Ausdruck der Verbindung Sugers zu Rom und als Reflex seiner Reiseeindrücke, die er besonders in Süditalien erfahren habe. Sie weiß, dass sich Suger dort genau die Architektur und ihr *Decorum* eingeprägt habe. Suger berichtet darüber nichts. Wüsste Suger, römische Säulen aus Rom kommen zu lassen und sie als Spolien in die Abteikirche zu integrieren, nur, um durch Romverweise die Abteikirche liturgisch aufzuwerten, oder drückt sich darin auch ein in Italien gebildeter *Geschmack* aus? Die kunsthistorische Analyse zeigt gerade, dass die liturgische Verweisstruktur nicht direkt in eine *ästhetische*

Form übersetzt werden kann. Die liturgische Funktion, die die Erneuerung der Abteikirche hatte, kann aus den Texten Sugers relativ genau erschlossen werden, die *ästhetische Gestalt* jedoch nur vage. Es ist zu fragen, ob diese Ungenauigkeiten und der Mangel an Angaben nur ein methodisches Problem der modernen Interpreten sind, oder ob sie nicht auch ein historisches Aktionsfeld beschreiben, in dem *moderne* Architekten auf die retrospektiven Vorgaben Sugers so reagieren konnten, dass dabei eine – kunsthistorisch betrachtet – innovative Konzeption entstand. Denn die Revision des Sugerbildes ändert nichts daran, dass die Erneuerungen der Abteikirche Saint-Denis in dreierlei Hinsicht von größter Bedeutung für die Entwicklung der Kunst wurde: Der Einfluss der Figurenportale, des neuen Chores und der typologischen Programme kann nicht überschätzt werden. Historiker pflegen der Kunstgeschichte zu misstrauen, weil sie die Neigung hat, aus Kunstwerken heraus das Verständnis von Quellen zu entwickeln; die Kunsthistoriker misstrauen den Historikern, weil diese gewöhnlich Kunstwerke nur als Belege von Quellen betrachten. Panofsky hat zu den Neuerungen im Medium der Kunst den *passenden* Abt konstruiert. Es machte nun keinen Sinn, zu dem revidierten Sugerbild die dazu *passende* Kunst zu konstruieren. Suger böte gerade die Möglichkeit einer Methodendiskussion zwischen Historikern und Kunsthistorikern.

Julian Führer (*Suger et Bernhard de Clairvaux*) stellt fest, dass trotz der erhaltenen Briefe, in denen Bernhard auch die Reform der Abtei Saint-Denis fordert, dieser im Oeuvre Sugers *strictement absent* ist. Gewiss, Suger erwähnt den Namen Bernhards nicht. Aber dessen Attacke gegen die prächtige und kunstreiche Ausstattung von Klöstern ist die einzige *theoretische Auseinandersetzung*, in die sich Suger involvieren ließ. Es ist seit langem bekannt, dass Suger das traditionelle Argument, dass der Materialwert von Ausstattungsstücken die Stifterleistung ausdrücke, hochhält. Dass er mit Bernhards Attacke der *Apologia ad Guillelmum* vertraut war, zeigt vor allem eine Äußerung: Er kehrt das Argument Bernhards, dass die Kunst in den Klöstern überflüssig sei, da sie ja – nach Papst Gregor – die Schrift der Illiteraten sei, gerade um, indem er die typologischen Darstellungen, mit denen er reichlich die Abteikirche schmücken ließ, die Kunst der *litterati* nennt: *Et quoniam tacita visus cognitione materiei diversitas, auri, gemmarum, unionum absque descriptione facile non cognoscitur, opus quod solis patet litteratis, quod allegoricarum iocun-*

*darum iubare resplendet, apicibus litterarum mandari fecimus.* (De adm., Binding/Speer, S. 342).

Auch Führer kann nicht wirklich erklären, wieso Bernhard sich mit der anscheinend bescheidenen Reform in Saint-Denis zufrieden gab. Wie andere zuvor hält er eine politische Rücksichtnahme für möglich. Auch Führer zeichnet das Bild eines einflussreichen Abtes, der es vermochte, sich dem Rigorismus Bernhards zu entziehen. Er verweist auf die diplomatische, aber kühle Ablehnung Bernhards auf die Bitte des sterbenden Sugers, sein Angesicht noch einmal zu sehen. Dagegen eilte der selbst kranke Bischof von Soissons Joscelin zu Suger. Wieso wollte Suger noch einmal Bernhard sehen? War es sein persönlicher Wunsch oder kalkulierte er auch noch auf dem Sterbebett als Abt?

Frankfurt a. M.

Martin Büchsel

Paravicini, Werner, *Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters*, (= Enzyklopädie deutscher Geschichte, Band 32), 2. Aufl., München (Oldenbourg) 1999, 142 S., Kt., ISBN 3-486-56412-9 [Erstauflage 1994].

Der in der mediävistischen Hof-Forschung bestausgewiesene Verfasser bietet einen konzentrierten Überblick über die ab ca. 1150 von den Fürstenhöfen Frankreichs ausgehende Adelskultur, die den Ritter und das Ritterliche als zentrales Leitbild entfaltet und nach Wandlungen die Neuzeit erreicht. „Erkenntnisziel ist die geistige und praktische Lebensform einer bestimmten Oberschicht“ (S. 2). Dass nach einem Fortleben in der Frühen Neuzeit (Stichwort „1500–1800: Vom Ritter zum Kavaliere“, S. 20) die Tradition dieses Lebensideals erst in der Gegenwart endgültig ausläuft, wird als Perspektive angedeutet (S. 20; 56).

Der erste Teil exponiert zunächst Grundbegriffe in Form eines enzyklopädischen Panoramas: Ständische Struktur, Komponenten des Normensystems (neben aristokratischem Fundament prägende christliche Einflüsse, aber Wahrung eines laikalen, auf weltliche Autonomie ausgerichteten Grundcharakters), Statussymbole, Liebeskultur, Turnier- und Wapenwesen, Reisen, Bildung und Gelehrsamkeit usw. Marginalien im Layout begleiten den ganzen Band und erlauben schnelle Orientierung. Die folgenden Abschnitte vertiefen dieses Bild durch diachrone Präzisierungen (teils in der gleichen Reihenfolge). Umsichtig wird die Ausdifferenzierung des neuen Standes nach außen und innen skizziert